Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 17 (1941-1942)
Heft: 12

Artikel: Indochina 1940 : erlebt von einem Schweizer Fremdenlegionär
Autor: Suter, Jakob
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1067119

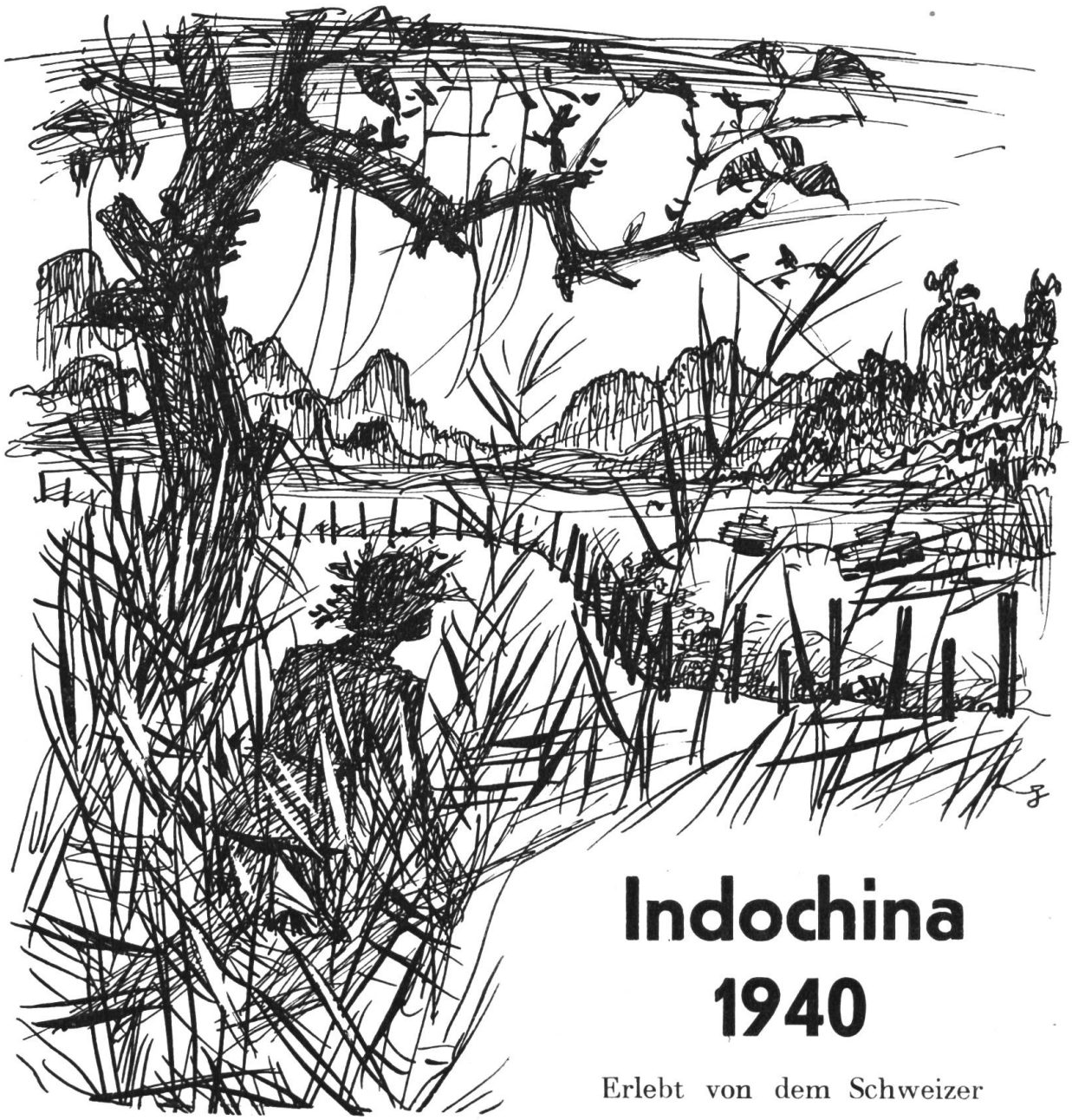
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Indochina 1940

Erlebt von dem Schweizer Fremdenlegionär

Jakob Suter

Illustration von Hans Lang

Unser Empfang in Haiphong war einfach großartig. Am Hafen, wo das Schiff mit uns 450 Legionären anlegte, stand eine Kompagnie Soldaten mit präsentiertem Gewehr und den Fahnen der Kolonialtruppen. Hinter diesen schmetterte die Militärmusik, und außerdem erwarteten uns noch zwei- bis dreihundert schöne annamitische Mädchen (Kongais). Das war Ende Januar 1940.

Ich hatte der Fremdenlegion schon seit vier Jahren angehört und zur Hauptsache in Marokko gedient. Immer wieder hörte man, welch wunderbares Leben die Legionäre in Tongking führten. Deshalb hatte ich mich freiwillig gemeldet, als die indochinesische Garnison verstärkt werden sollte.

Im Dezember waren wir für Indochina eingeschifft worden, etwa dreißig

Schweizer, viele Deutsche, Polen und Russen.

Nachdem wir das Schiff verlassen und Gepäck und Tornister in Reih und Glied niedergelegt hatten, durften wir austreten. Jeder bekam ein Glas Wein und ein Sandwich. Und nun mischten sich die jungen Annamitinnen unter uns. Wir wußten, um was es ihnen ging. Die Militärbehörden in Tongking ermuntern nämlich die Legionäre, für die zweieinhalbjährige Dienstzeit in Tongking, mit einer Eingeborenen eine Ehe zu schließen. Ist der Dienst abgelaufen, so gilt auch die Ehe als aufgehoben. Die schönen Mädchen, die uns umringten, wollten sich als Soldatenfrauen empfehlen. Aber keiner dachte daran, sich jetzt schon zu binden.

Nach etwa zwei Stunden war Sammlung, und wir wurden hernach in die Kasernen der verschiedenen Garnisonsstädte verteilt. Ich kam nach Dap-Cau. Diese Stadt ist etwa 350 Kilometer von Haiphong entfernt. Sie hat 30 000 Einwohner, ist vollständig annamitisch und aus Bambusrohr gebaut. Der einzige Steinbau ist die Kaserne, die außerhalb der Stadt liegt.

Die ersten vierzehn Tage waren dienstfrei. Ich lernte das Soldatenleben von einer neuen Seite kennen. In der Kaserne mußten wir zunächst die Arztvisite passieren. Um der Hitze besser gewachsen zu sein, erhielt jeder eine Einspritzung zur Blutverdünnung. In der Folge wurden wir monatlich dreimal gespritzt: zur Blutverdünnung, gegen Malaria und gegen die Geschlechtskrankheiten. Dann wurden wir in die Uniform der dortigen Legionäre eingekleidet und erhielten unsere Gewehre.

Der innere Dienst wurde von Boys, zehn- bis siebzehnjährigen Annamiten, besorgt. Die einen putzten die Schuhe, andere machten das Zimmer, ein weiterer Teil hielt Wäsche und Kleider in Ordnung. Während dem Exerzieren der Truppe besorgten sie den Küchendienst. Auch standen sie einem für Ausgänge zur Verfügung und fächelten den im Bett liegenden Legionären mit großen Fächern Luft zu. Bezahlt wurden sie von der Kompagnie.

Die eigentliche Uniform trägt man nur im Dienst. Die Ausgangskleider und die Schuhe läßt man sich bei einheimischen Handwerkern machen. Ein Kleid kostet etwa acht, ein Paar Schuhe drei bis vier Piaster. Der Piaster entspricht ungefähr einem Franken.

Wenn man von der Kaserne in die Stadt wollte, benutzte man für die Entfernung von wenigen hundert Metern einen sogenannten Bus, einen Zweiräder, der von einem Eingeborenen gezogen wird. Die Fahrt kostet einen Sous, etwa 5 Rappen. Als ich das erstemal ins Städtchen ging, wagte ich mich in keines dieser Fahrzeuge. Mir fehlte das Vertrauen zu den Boys, die sie führten. Aber ich gewöhnte mich, wie alle andern, bald daran.

Ein Legionär «heiratet»

Ein Legionär, der schon längere Zeit in Tongking war, lud mich zu sich nach Hause ein. Dann führte er mich zu einer Freundin seiner Kongai, welche allerdings keine Annamitin, sondern eine Siamesin war. Aber sie gefiel mir sehr gut. Sie war so groß wie ich selbst, und daß sie schön war, bezeugt das Bild. Ich bot ihr als Haushaltungsgeld fünfzehn Piaster für den halben Monat. Sie war einverstanden.

Nun gingen wir beide zum Militärarzt. Dieser stellte uns Gesundheitsscheine aus. Der zweite Gang galt dem Kommandanten, der die Bewilligung zur Heirat erteilte. Darauf schloß der Polizeikommissär die Ehe. Der Vorgang hat gar nichts Feierliches.

Jetzt galt es, uns häuslich einzurichten. Während ich den Kommissär aufsuchte, hatte meine Kongai einen Platz für unser Haus gesucht und auch sogleich den Bauauftrag gegeben. Ein solches Haus kostet sechzehn Piaster und wird in einem halben Tag aufgerichtet. Es ist aus Bambusrohr, hat den Umfang von etwa sechzehn Quadratmetern und enthält ein Wohnzimmer und einen Schlafraum. Außen ist noch ein Verschlag für die

Meine Kongai

Küche angebracht. Dieser allein besteht aus Kalk und Stein, ist mit Ziegeln bedeckt und hat Glasscheiben.

Die Fenster des Hauses sind bloß viereckige Löcher mit einem Gitter aus Bambusstäben. Sanitäre Einrichtungen sind keine vorhanden. Beim Möbelhändler kauften wir die für Legionäre übliche Einrichtung: ein Doppelbett mit Moskitonetz, zwei Nachttischchen, einen Waschtisch mit Becken und Spiegel und einen kleinen Kleiderschrank. Die Stube besteht aus einem runden Tisch, vier gepolsterten Sesseln, einem Buffet mit Aufsatz und Wandteppichen. Alles in allem kostet nicht mehr als vierzig Piaster. Wir weihten noch am gleichen Abend das Haus ein. Meine Kongai hatte eine Freundin eingeladen, ich vier Kameraden. Nun konnte das Eheleben beginnen.

Der Dienst

Die Besatzung von Dap-Cau bestand außer uns achthundert Legionären und etwa sechshundert regulären französischen Truppen aus ungefähr sechstausend Annamiten. Bei diesen Eingeborenentruppen waren die Offiziere bis zum Premierlieutenant, der einer Kompagnie vorsteht, Annamiten. Vom Hauptmann an waren sämtliche Offiziere Europäer. Um fünf Uhr früh blies ein Trompeter die Tagwache. Gleichzeitig brachten Boys den Offizieren, die in der Kaserne schlafen, den schwarzen Kaffee ans Bett.

Der Morgenimbiß des Legionärs besteht aus einem Viertelliter schwarzen, gezuckerten Kaffees, Käse, Wurst oder Sardinen und einem Stück Brot.

Von sechs bis acht Uhr wird exerziert. Dann wird bis nachmittags gegen vier Uhr die Kaserne nicht mehr verlassen. Es ist zu heiß, um sich draußen zu bewegen. Von acht bis elf Uhr wird Theorie getrieben, darauf wird das Mittagessen eingenommen. Es besteht aus Entrée, zwei Fleisch, zwei Gemüsen, Dessert, Brot, Wein und schwarzem Kaffee. Dem Essen folgte ein Schläfchen bis dreiviertel vier Uhr. Von vier bis fünf Dienst außerhalb der Kaserne, um halb sechs Uhr Rapport und Verlesen der Wache.

Für die Unverheirateten oder jene, die sonst Lust haben, in der Kaserne zu essen, folgt nun eine Mahlzeit aus Suppe, Fleisch, Gemüse, Dessert, Kaffee, Wein und Brot. Aber die meisten Legionäre (etwa 70 Prozent sind verheiratet) gehen nach Hause. Nach dem Appell ist der Legionär bis morgens fünf Uhr frei.

Die Woche ist in der Regel so eingeteilt, daß an zwei Tagen Mannschaftsexerzieren durchgeführt, an zwei Tagen an den Waffen ausgebildet wird und an zwei Tagen Waffen- und Kleiderinspektionen stattfinden. Jeder Legionär hat ferner in der Woche 24 Stunden Wachtdienst. Einmal im Monat sind drei- bis viertägige Manöver. Jeder Sonntag ist frei. Daneben hat der Legionär, der sich

Photo: Hans Baumgartner

gut führt, gelegentlich noch einige Freitage.

Der Dienst ist unvergleichlich leichter als in Marokko. Auch die Disziplin ist weniger streng. Wenn einer beim Morgenappell noch betrunken ist, wird er nicht etwa eingesperrt, sondern kann im Bett liegen bleiben. Aber der verhältnismäßig leichte Dienst ist im Klima begründet. Wer sich vorstellen sollte, daß das Legionärleben in Indochina ja geradezu paradiesisch sei, braucht sich nur vor Augen zu halten, daß in den vierzehn Monaten, die ich in Indochina war, von den achthundert Legionären etwa hundertachtzig gestorben sind, sei es an tropischen Krankheiten, an Sonnenstich, als Opfer des Opiumgenusses, oder auch, weil sie in einem Anfall von Cafard (einem Zustand, in dem einem alles verleidet ist), Selbstmord begingen.

Der Gescheitere gibt nach

Da ich meiner Kongai für den halben Monat fünfzehn Piaster zur Führung unreres Haushaltes versprochen hatte und im Tag vier Piaster achtzig Sold bezog, stand mir für meine eigenen Ausgaben eine schöne Summe zur Verfügung. Aber kaum waren wir eingeschrieben, kamen ihr die Wünsche. Zuerst war es ein neues Kleid, das sie bei einer andern Kongai gesehen hatte. Die Abmachung sah vor, daß die Kongai aus dem Haushaltungsgeld auch für ihre Kleidung aufkommen sollte. Doch gab ich ihr die sieben bis acht Piaster, die ein Seidenkleid, wie es die Annamitinnen tragen, kostet. Es besteht aus langen, weißen Hosen und einem Überwurf, der auf beiden Seiten von der Hüfte an geöffnet ist.

Dann hatte sie es auf neue Schuhe abgesehen. Diese sind ähnlich wie man sie im Sommer seit dem Kriege bei uns sieht. Ich tat ihr den Gefallen. Aber ihre Wünsche fanden kein Ende. Sie bekam Lust, häufig auszugehen und zu tanzen. Ich machte ihr den Spaß. Sie war auch sehr eifersüchtig. Als ich einmal allein in eine Vergnügungsstätte gegangen war und eben beim Spiel mit einer andern Kongai saß, ging die Türe auf und meine Kongai stürzte herein. Sie schaute mich groß an, und ich verstand sofort, daß ich verschwinden müsse. Sie gab mir den Schlüssel zu unserer Wohnung, und ich fuhr mit einem Bus nach Hause. Ich brauchte nicht lange zu warten, bis meine Kongai nachkam. In der rechten Hand hielt sie ein

DENKSPORT-AUFGABE

Auf einem Fliegerbeobachtungsposten stehen Seminaristen als Späher im Dienst unseres Vaterlandes. 3 Mann pro Ablösung versehen tagsüber den Dienst auf dem Posten.

Der Chef der Auswertungszentrale der Fliegerbeobachtungsposten, ein Sekundarlehrer, möchte feststellen, ob tatsächlich 3 Mann, und nicht nur 2, auf dem Posten stehen.

Der Posten ist durch das Telephon mit der Zentrale verbunden. Eine andere Verbindung besteht nicht. Der Chef kennt keinen der Späher. Er könnte jeden an den Apparat befehlen und sich durch das Telephon anmelden lassen. Doch diese Kontrolle ist nicht stichhaltig, da ein Mann sich mit verstellter Stimme und unter falschem Namen zweimal anmelden könnte, um den dritten Mann vorzutäuschen. Auch eine persönliche Kontrolle kommt nicht in Frage.

Der Chef findet aber einen Weg, der ihm die Anwesenheit der 3 Mann versichert.

Frage: Welchen?

Auflösung Seite 44

Wir bitten unsere Leser, uns weitere, in schweizerischen Zeitschriften und Zeitungen noch nicht publizierte Denksportaufgaben einzusenden, wenn möglich solche, die nicht mathematischer Natur sind. Die angenommenen Einsendungen werden honoriert.

Photo: Pletscher

Büschel blutiger Haare, die sie ihrer Rivalin ausgerissen hatte. Sie war aber nicht etwa meinetwegen eifersüchtig, sondern wegen des Geldes, das ich an eine andere verschwendete.

Aber als meine Kongai mit immer neuen Wünschen und Launen herausrückte, wurde es mir zu mühsam. Es gibt Legionäre, die unter diesen Umständen Krach schlagen. Ich drückte ihr einfach meinen ganzen Sold in die Hand. Ich war im vierten Monat Gefreiter geworden und bezog nun fünf Piaster dreißig im Tag. Sobald sie alles Geld zur Verwahrung bekommen hatte, war sie wunschlos geworden. Sie hatte erreicht, was sie wollte, und nun wußte sie sich vorzüglich mit dem, was ihr zur Verfügung stand, einzuteilen. Sie war auch nicht kleinlich. Wenn ich einmal allein ausgehen wollte, gab sie mir anstandslos das nötige Geld.

Im Anfang unseres Zusammenseins kochte meine Kongai für mich europäisch und für sich annamitisch. Ich aß in der Stube und sie in der Küche. Mein Nachtessen bestand etwa aus einem Huhn, einer Ente oder einem Fisch, mit Kabis oder Blumenkohl und Salat.

Die Annamiten essen außer dem ungesalzenen Reis, der ihr Brot ist, Fische, Krebse, Büffel- und Schlangenfleisch. Wie ungeheuer billig, an schweizerischen Verhältnissen gemessen, das Essen ist, kann man daraus ersehen, daß ein Menu in einem Gasthaus zehn Sous, also fünfzig Rappen kostet. Dafür gibt es ein ganzes Huhn, Pommes frites und Salat.

Da sich meine Kongai nicht an das europäische Essen gewöhnen wollte und es anderseits billiger war, nicht doppelt zu kochen und unterhaltender, miteinander zu essen, so kam es schließlich darauf hinaus, daß ich eben annamitisch aß. Es ist mir gut bekommen.

Ich hatte über meine Kongai nicht zu klagen. Die größte Gefahr bei diesen Frauen ist, daß sie das Haushaltungsgeld im Spiel mit andern Kongais verlieren, zuviel Opium rauchen, wobei dann der Haushalt vernachlässigt wird, daß sie sich mit andern Legionären abgeben oder Tag und Nacht am Grammophon Platten laufen lassen. All das sind Scheidungsgründe. Zur Trennung genügt ein Gang zum Kommissär mit dem Nachweis, daß die Vorwürfe begründet sind. Will der Legionär die Bindung nicht endgültig lösen, kann er seine Kongai einsperren lassen. Dem Mißbrauch dieses Rechtes ist vorgebeugt, denn der Legionär muß für seine Frau, solange sie im Gefängnis ist, täglich fünfzig Rappen zahlen.

Übrigens kann sich auch die Kongai trennen lassen, wenn sie schlecht behandelt, das heißt geschlagen wird.

Für Europäer schwer verständlich ist, daß bei diesen « Heiraten » die Liebe auf der Seite der Mädchen überhaupt keine Rolle spielt. Die Kongais gehören den ärmsten annamitischen Schichten an. Sie kommen meist aus den Bergen, wo sie von Geburt an mit einem Burschen ihres Dorfes versprochen sind. Mit etwa vierzehn Jahren gehen sie mit der Einwilligung der Eltern und der Eltern des Bräutigams in die Stadt, um auf diese Weise ihre Aussteuer zu verdienen. Wenn sie genug Geld beisammen haben, kehren sie in die Heimat zurück und heiraten ihren versprochenen Freund.

Das einzige Thema, über das die Kongais mit ihren Legionären sprechen, ist Klatsch über andere Kongais. Von ihren Angehörigen, ihrer Heimat oder gar von persönlichen Dingen wird nicht gesprochen.

Der Verlobte besucht seine Braut von Zeit zu Zeit. Je nachdem er in der Stadt ist, um zu verdienen, zum Beispiel als Boy bei den Truppen, erfolgen die Besuche in längeren oder kürzeren Abschnitten. Die Besuche geschehen immer heimlich. Beide betrachten ihre Beziehungen zueinander als etwas, das den Legionär nichts angeht. Der Verlobte meiner Kongai war, soviel ich weiß, zweimal auf Besuch. Einmal traf ich ihn zufällig, als ich unangemeldet nach Hause kam. Später, nach der Geburt unseres Kindes, bat mich meine Frau einmal um einen vierzehn-

tägigen Urlaub. Es war leicht zu erraten, daß sie nach Hause wollte, um das Kind zu zeigen. Ich verweigerte ihr den Urlaub, gestattete aber dem Verlobten, sie zu besuchen. Er war mit dem Kind sehr lieb.

In den meisten Fällen werden die Kinder vom Legionär adoptiert. Verläßt er Indochina, so gelangen sie in staatliche Obhut und sind Franzosen. Der Staat bildet die Mädchen meistens zu Krankenpflegerinnen aus, die Knaben kommen in der Regel zum Militär. Nur ganz ausnahmsweise will eine Kongai ihr Kind behalten. In diesem Fall darf es vom Legionär nicht anerkannt werden. Es bleibt annamitisch und geht mit der Mutter, wenn sie heiratet, in die Heimat zurück. Noch seltener ist, daß ein Legionär nach Ablauf seiner Dienstzeit ein Kind mitnimmt, aber es kommt vor.

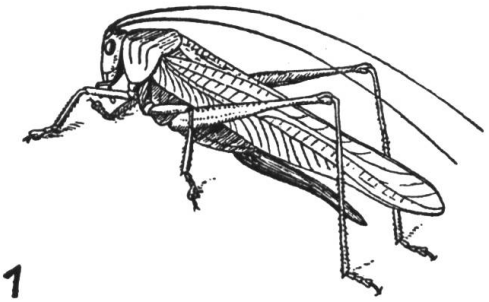
Ich adoptierte mein Kind und ließ es katholisch auf den Namen Marie Louise Suter taufen. Ich hing sehr an ihm, und ich vermute, auch meine Kongai. Ich glaube, daß meine Kongai und ich uns mit der Zeit auch innerlich näher gekommen waren. Ein Zeichen dafür scheint mir, daß sie willig täglich zwei Stunden in die Schule ging, um schreiben zu lernen. Und schließlich hat sie mich, als ich an der Grenze war, mit dem Kind alle zwei bis drei Wochen besucht, obschon die Reise mühsam war. Als ich dann Tongking verlassen mußte, hätte ich sie gern als meine legitime Frau nach Europa mitgenommen, auch sie wäre dazu bereit gewesen. Unter den damaligen Umständen konnte sie aber die Ausreiseerlaubnis nicht erlangen.

Cafard und Abenteuer

Es wäre falsch, wenn meine Schilderungen den Eindruck erwecken würden, daß die Legionäre in Indochina eigentlich ein gemütliches Leben führten. Die Legionäre sind an und für sich keine « gemütlichen » Typen. Wie wären sie sonst in die Legion gekommen? Die meisten haben eine bewegte Vergangenheit hinter sich

KENNEN WIR UNSERE HEIMAT?

Dann sollten wir wissen, was diese Zeichnungen darstellen.



1

2

3

Antworten siehe Seite 44

und tragen, wohin sie auch gehen, ein unruhevolles Herz mit.

Auf den Straßen dürfen sie sich nie in Begleitung ihrer Kongais zeigen. Das würde sich für einen Europäer nicht schicken. Er geht entweder voraus oder kommt hintennach. Es gibt aber auch keine richtige Kameradschaft unter den Soldaten. Mit den Kolonialtruppen schon gar nicht. Diese haben nur die Hälfte Sold und hassen die Legionäre. Aber auch unter den Legionären selbst besteht kaum ein Verkehr.

Man trifft sich, wenn man verheiratet ist, wohl hie und da beieinander, aber kein Legionär würde für einen solchen Besuch seine Kongai mitnehmen. Man kommt etwa in Vergnügungslokalen zusammen. Aber meistens ist der Legionär ganz allein. Es kommt selten vor, daß zwei Legionäre zusammen spazieren gehen. Jeder geht seinen eigenen Weg. Die Eintönigkeit des Dienstes und das Klima bedrücken den Legionär. Den Cafard, der ihn befällt, versucht er im Spiel, im Trunk oder im Opiumrausch zu vergessen. Fast alle Legionäre, die nicht in einer Militärehe leben, verfallen dem Opium.

Das Opiumrauchen ist sehr billig. Zehn Pfeifen kosten ein Piaster zwanzig. Dem Anfänger genügen drei Pfeifen für einen Rausch. Mich versetzte anfänglich schon eine Pfeife in einen wohligen Zustand. Nach der dritten Pfeife wußte ich nicht mehr, wo ich mich befand. Ich hatte die wunderbarsten Träume und fühlte mich so leicht und gehoben, daß ich glaubte, in der Luft zu fliegen. Ein geübter Opiumraucher kann bis zu siebzig Pfeifen rauchen. Ein solcher ist allerdings dem Gift verfallen und verloren.

Aber der Legionär hat nicht nur innere Feinde. Er ist auch von außen her vielen Gefahren ausgesetzt.

Ich schlenderte eines Abends in einem Anfall von Cafard in der Umgebung der Stadt in einem Bananenpalmenhain herum. Plötzlich überraschte mich die Nacht. Im Dunkeln hörte ich ein Schnaufen. Ich glaubte zuerst, es rühre von einem Tiger oder Löwen her, der sich aus den Bergen in die Nähe der Stadt verirrt hatte. Das wäre durchaus möglich gewesen. Bevor ich mich auf diese Gefahr einstellen konnte, spürte ich unvermittelt einen Schlag ins Genick, kurz darauf einen Stich. Ich fiel zu Boden und verlor die Besinnung.

Als ich wieder erwachte, befand ich mich in einem Krankenhaus. Der Arzt erzählte mir, daß mich ein Legionär meiner Kompagnie, welcher vielleicht zwanzig Meter hinter mir hergegangen war, ins Spital gebracht hatte. Eine sofortige Einspritzung hatte mich vom sicheren Tod gerettet. Ich war von einer Bananenschlange, die einer Banane gleicht und sich hauptsächlich auf den Bananenpalmen aufhält, gebissen worden.

Ein anderes Abenteuer erlebte ich mit einer Riesenschlange. Wir mußten eine Munitionsfabrik bewachen. Eine Mauer von sechs Meter Höhe erhob sich ringsum. Sie war in einem Fünfeck angelegt. In jeder Ecke stand ein Wachtturm, auf welchem je zwei Scheinwerfer und ein Maschinengewehr aufgepflanzt waren. Eines Tages meldete ein Wache stehender Soldat, daß in seinem Turm eine Riesenschlange niste. Bei dem Bericht zitterte er vor Angst am ganzen Körper. Wir lachten ihn aus. Am nächsten Abend begab sich ein anderer Soldat auf die Wache, der ebenso zitterte und bebte, als er abgelöst wurde. Wir glaubten immer noch, die beiden hätten Gespenster gesehen, was in diesem Klima gar nicht selten vorkommt. Immerhin wurde am Tag darauf der Turm und seine nähere Umgebung gründlich untersucht. Doch es fanden sich nirgends Spuren der Schlange. Nachdem aber eine ganze Woche lang alle Wachen den gleichen Bericht gebracht hatten, weigerte sich die Mannschaft, auf diesem Turm Wache zu stehen. Ein Offizier übernahm sie für die gefährlichste Zeit von acht bis zwölf Uhr abends. Um die gleiche Zeit stand ich auf einem andern Turm. Alle Viertelstunden beleuchteten wir uns gegenseitig, um uns zu überzeugen, daß alle

auf ihrem Posten waren. Unsere Maschinengewehre waren schußbereit. Nach dem letzten Ableuchten waren ungefähr eineinhalb Stunden verflossen, als plötzlich ein markerschütternder Schrei ertönte. Ich schaltete den Scheinwerfer ein und beleuchtete die Stelle, von welcher der Schrei herdrang. Da erblickten wir vor jenem Turm einen lebendigen Knäuel. Sofort wurde von allen Türmen darauf geschossen. Es war ein Höllenkrach, die Lmg. schossen achtzig Schüsse in der Minute. Als sich der Knäuel nicht mehr rührte, wurden die Scheinwerfer abgelöscht und es lag neuerdings undurchdringliches Dunkel über allem.

Wir durften unsern Standort nicht verlassen und mußten unsere zweieinhalb Stunden abstehen. Inzwischen aber war vor unserer Munitionsfabrik ein Auflauf von Arbeitern entstanden. Auch unsere Kameraden waren mit Maschinengewehren und Handgranaten angerückt. Sie glaubten, es sei ein Anschlag auf uns gemacht worden und wollten uns helfen. Erst nach unserer Ablösung erfuhren wir, wie sich der Vorfall abgespielt hatte.

Der wachthabende Offizier war von einer Riesenschlange überfallen worden und im Kampf mit dem Ungeheuer vom Turm gestürzt. Unser Hagel von Schüssen hatte die Schlange getötet. Auch der Offizier, den das Tier umschlungen hatte, wies einige Kugeln auf. Aber nicht sie waren seine Todesursache, sondern die Schlange hatte ihn mit ihrer unermeßlichen Kraft so zusammengedrückt, daß er augenblicklich starb. Das Reptil wies eine Länge von gegen acht Meter auf und war so dick, daß man es mit zwei Händen kaum umfassen konnte. Die Leiche des Offiziers konnte gar nicht von dem Tier gelöst werden. Man mußte die Schlange buchstäblich zerschneiden.

Alois Carigiet — **Bündner Bauer auf dem Weg zum Füttern, Federzeichnung**

Krieg!

Bis zum Juni 1940 spürten wir wenig vom Krieg. Kein Mensch dachte daran, daß Indochina in die kriegerischen Verwicklungen hineingezogen werden könnte. Der Zusammenbruch Frankreichs in Europa im Juni 1940 wirkte auf uns wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Die Niederlage wurde von niemandem begriffen. Die europäischen Truppen waren wie vor den Kopf geschlagen. Unsere Offiziere sah man tagelang nicht mehr.

Ende August bekamen wir den Befehl, die chinesische Grenze bei Lang-Son zu besetzen. Es war ein schmales Tal, für die Japaner der geeignetste Zugang von

MEINE MUTTER

Noch seh ich dich im Roggenfeld gebückt,
Die frommen Augen klar wie Himmelsblau,
Es perlt von deiner Stirn des Schweißes Tau,
Du bist im Tun wie im Gebet verzückt.

Im Sang der Sichel träumend, erdentrückt,
Bist du geweiht wie Gottes Erntefrau,
Der sich die Ähren neigen und das Morgengrau –
Du dientest einem, dientest ihm beglückt.

Sahst sein Gebot in jedem Ackerstein,
In jeder Blüte seines Blickes Schein,
Sein Wille sprach – du sagtest niemals nein.

Kein Widerspruch verwirrte deinen Sinn.
Du warst ihm Saat und Ernte, treue Dienerin,
Und als er rief, da gingst du zu ihm hin.

Julius Zerfaß

der Landseite her. Es wurde von uns durch einen viereinhalb Meter breiten und zweieinhalb Meter tiefen, sich auf 3 km erstreckenden Tankgraben abgeschlossen. Dem ganzen Graben entlang wurden Eisenbahnschienen von zwölf Metern Länge in den Boden gerammt, damit keine Tanks durchfahren konnten. Diese Arbeit dauerte bis zum 15. Dezember. An jenem Tag bezogen wir unsere Stellungen, etwa einen Kilometer hinter dem Graben auf einem Hügel in der Mitte des Talausganges. Wir hatten sie in die Felsen gesprengt.

Aber nur noch fünfhundert Mann bezogen diese Stellungen, denn die Annamitentruppen waren einschließlich der Offiziere ausgerissen. Auch der Nachschub versagte nun vollkommen. Die Annamiten, die uns mit Munition und Verpflegung hätten versorgen sollen, fuhren ihre Lastwagen in die unter Wasser stehenden Reisfelder und verließen sie dort. Wir waren ganz auf unsere Vorräte angewiesen. Auch unsere Köche waren durchgebrannt. Wir mußten die Küche selbst besorgen.

Am 18. Dezember krachte es plötzlich über unsern Köpfen, daß man dachte, der Himmel sei eingestürzt. In zwanzig Messerschmittflugzeugen umsausten die Japaner unsere Köpfe, um unsere Stellungen auszukundschaften. Wir hatten keine Flugzeuge. In Dap-Cau hatte es ohnehin keine gehabt. Es hieß, daß in ganz Indochina überhaupt nur sechs Militärflugzeuge vorhanden gewesen seien. Nun, wir waren alte Krieger und hatten uns gut getarnt.

Am 19. Dezember begann der Kampf auf Leben und Tod. Vor uns in einer Distanz von zwei Kilometern sahen wir die Japaner in Tanks heranrücken. Zwischen und hinter diesen wimmelte es wie um Bienenkörbe. Später erfuhr man, daß wir gegen 40 000 Japaner gekämpft hatten. Auch die Infanterie war ausnahmslos in Wagen herangeschafft worden. Aber die Japaner hatten kein leichtes Spiel. Unsere Hotchkiss spien 250 Schuß in der Minute. Wir hatten in unseren Stellungen fünfzig

Alois Carigiet **Bergbauernkinder in Platenga, Federzeichnung**

Stück davon aufgestellt, und die Schützen, welche daran saßen, konnten schießen. Auch an Munition fehlte es vorläufig nicht, denn die sechstausend davongelaufenen Annamiten hatten die ihre zurückgelassen.

Von unseren offenen, aber gut getarnten Löchern im Naturfelsen aus stellten wir vor unserem Graben vierzehn japanische Tanks fest. Auf jedem Tank saßen acht bis zehn Mann. Mit den Zweieinhalb-Zentimeter-Kanonen und Stahlmantelgeschossen setzten wir drei außer Gefecht. Die andern blieben vor dem Graben stehen.

Als die Japaner zu Fuß über den Graben wollten, schossen wir sie zusammen. Wir haben später vernommen, daß wir fünfhundert Mann während den vier Tagen, welche wir kämpften, den Japanern viertausend Mann Verlust beibrachten.

Wie ich mir die Tapferkeitsmedaille verdiente

Wir hatten eine Zeitlang von den Japanern nichts mehr gehört, aber wir wußten, daß sie sich in großer Zahl in dem Graben befinden mußten. Es war nun wichtig, in Erfahrung zu bringen, was sie von dort aus gegen uns unternehmen wollten. Man suchte einen Freiwilligen als Kundschafter. Ich meldete mich. Es war ein lebensgefährliches Unternehmen.

Am 22. Dezember, morgens neun Uhr, begann ich meinen Auftrag auszuführen. Die Aufgabe war, einen kleinen, in der Mitte zwischen uns und dem Feind liegenden Hügel zu erreichen. Ich hatte fünfhundert Meter im Bereich der Maschinengewehre der Japaner zu durchmessen.

Die ersten zweihundert Meter ging alles gut, aber dann spürte ich plötzlich am linken Fuß einen kleinen Schmerz. Zuerst beachtete ich ihn kaum. Der Schmerz wurde aber immer bedenklicher. Hinter einer kleinen Deckung kauerte ich nieder und beschaute meinen linken Fuß. Der Vorderschuh war entzwei, Sohle und Oberleder voneinander gerissen, wie der Rachen eines Krokodils. Durch die Öffnung floß Blut. Ich öffnete den Schuh noch etwas mehr und sah, daß mir die kleine Zehe fehlte und die andern vier Zehen nur noch am Fuße baumelten. Eine Gewehrkugel hatte ihn durchschossen.

Aber mein Auftrag war noch nicht erledigt. Ich kroch die übrigen dreihundert Meter weiter und konnte die japanische Stellung beobachten. Am obern Rand des Grabens waren ungezählte Maschinengewehre gegen uns in Stellung gebracht worden. Die Erde, welche in unserer Tankfalle lag, war mir der Beweis, daß die Japaner einen Schacht in unserer Richtung bauten. Damit hatte ich genug gesehen. Auf dem Rückweg pfiffen mir die feindlichen Kugeln nur so um den Kopf. Es traf mich aber keine mehr.

Bei meiner Rückkehr beförderte mich der Kommandant sofort zum Korporalchef, was ungefähr einem schweizerischen Wachtmeister entspricht.

Die Sanitätsoffiziere waren mit den andern Annamiten davongelaufen. Noch zwei Tage mußte ich mit meinem zerschossenen Fuß weiterkämpfen.

Ende Feuer!

Inzwischen wurden Munition und Lebensmittel knapp. Wie wir später erfuhren, wäre die Zufuhr selbst dann nicht mehr möglich gewesen, wenn man sie uns hätte bringen wollen, denn die Japaner hatten auf Flugzeugen hinter unsern Stellungen Mannschaft gelandet. Unsere Maschinengewehre verstummten eines nach dem andern. Kaum hatten die Japaner gemerkt, daß wir unter Munitionsmangel litten,

Schweizerische Anekdoten

Es heißt, es gebe im Emmental Bauern, die nicht berndeutsch zu reden pflegen. Was reden sie denn für eine Sprache? Meistens gar keine. Sie schweigen. Und davon rosten die Stimmen ein.

Ein Bauer ging im Frühjahr über Feld, um die Saaten zu beschauen, und sein Sohn stapfte hinter ihm drein. « Ds Chorn chunnt guet », sagte der Alte. Nächstes Jahr gingen sie wieder über Feld, der Alte voraus. Da sagte der Bub: « Hür o. »

Mitgeteilt von Ernst Schürch, alt Chefredaktor.

warfen sie an einzelnen Stellen ihre eigenen Toten in den Graben und fuhren mit den Tanks über diese Brücken. Darauf stürmten sie von allen Seiten unsere Stellungen. Als wir keinen Schuß Munition mehr hatten, mußten wir uns ergeben.

Wir hatten zwei Tote. Es handelte sich um Leute, die sich wegen der Verpflegung aus den Stellungen hatten entfernen müssen. Ich war der einzige Verletzte.

Wir Gefangenen wurden auf dem Feld zusammengetrieben und mußten mithelfen, einen Stacheldraht um uns zu ziehen. Als Verwundeter wurde ich sofort von einem japanischen Arzt untersucht und verbunden. Dann wurde ich in ein Spital in Hanoi spediert.

Erst jetzt erfuhren wir von dem schon am 18. Dezember zwischen den Japanern und dem Gouverneur von Indochina getroffenen Abkommen, welches den Japanern freien Durchmarsch gestattete. Da wir von der Verbindung mit dem Hinterland abgeschnitten worden waren, war uns diese Abmachung unbekannt geblieben.

Meine Kameraden blieben noch vierzehn Tage in Gefangenschaft. Ich habe wenig europäische Soldaten getroffen, die mit dem Abkommen einverstanden waren.

Im Spital wurde ich von einer Medistin (Kind aus einer Ehe zwischen Legionär und Annamitin) ausgezeichnet gepflegt. Hier erhielt ich auch das «Croix de guerre avec palme» als Auszeichnung für Tapferkeit.

Schiffbruch

Am 10. April 1941 ging das Schiff mit Offizieren und Legionären, deren Dienstzeit in Indochina abgelaufen war, von Haiphong ab. Die meisten Offiziere reisten mit ihren Familien. Die « Desirade » fuhr zunächst mit ihrer Besatzung von dreihundert Mann nach Singapore. Wir führten auch Kaffee, Reis, Zucker, Tee und Kautschuk mit an Bord.

Am 14. April faßten wir in Singapore Kohlen und Wasser nach. Schon am 15. verließen wir den Hafen wieder mit dem Ziel Madagaskar. In Diego blieben wir vier Tage liegen.

Von dem Krieg in Europa merkte man in Madagaskar wenig. Die Festungen mit den uralten Geschützen flößten mir kein großes Vertrauen ein.

In Tamatave hatten wir noch einen Zwischenhalt und leisteten uns mit einem Vorschuß ein schönes Leben. Dann ging es weiter nach Dakar. Von diesem Hafen an fuhren wir, wahrscheinlich weil wir keinen Schiffspaß besaßen und mit einer Kautschukladung die englische Blockade durchbrechen mußten, ohne Licht. Unser Schiffskommandant mußte also damit rechnen, angegriffen zu werden. Man traf auch die nötigen Rettungsmaßnahmen. Wir mußten tage- und nächtelang den Rettungsgürtel tragen, durften des nachts kein Licht anzünden, ja nicht einmal auf offenem Deck rauchen.

Die Fahrt um das Kap der guten Hoffnung herum war sehr stürmisch. Dann, nach etwa fünf Tagen, kam schönes Wetter. Als wir an der Insel St. Helena vorbeifuhren, stellte unser Schiffskommandant ein U-Boot fest. Wir wußten nicht, ob es englischer oder französischer Nationalität war. Es verfolgte uns zwei Stunden lang. Um 7 Uhr abends sahen wir in weiter Ferne Blinklichter auftauchen. Einige meiner Kameraden, die das Schiffsmorse kannten, erklärten, man verlange, daß wir das Schiff anhielten. Unser Kommandant war damit nicht einverstanden und gab den Befehl, noch mehr Kohlen ins Feuer zu werfen, um schneller fortzukommen. Es wurde stockfinster. Die Morselichter kamen immer näher. Auf einmal sahen wir vor uns, rechts und links, große dunkle Schatten. Eine Stimme rief durch ein Sprachrohr, wir sollten uns ergeben, sonst würde man auf uns schießen. Unser Kommandant leistete diesem Ruf keine Folge. Wir Soldaten, die schon wußten, was geschehen würde, ließen sämtliche Rettungsboote, in welche wir die Frauen und Kinder hineingesteckt hatten, über Bord. Für den eigenen Gebrauch warfen wir leere Fässer und Tische ins

Meer. Wir schnallten unsere Rettungsgürtel fester und sprangen ins Wasser.

Kaum waren die ersten fünfzig Mann über Bord, als rundum ein Kanonendonner losbrach. Im ganzen gingen 24 Schuß auf unsern armen Kasten los. Die Wirkung war so gewaltig, daß vom obern Deck augenblicklich nichts mehr zu sehen war. Das Schiff sank schnell. Man mußte sich möglichst rasch von ihm entfernen. Das Geschrei der Frauen und Kinder war furchtbar. Aber jeder hatte soviel mit sich selbst zu tun, daß er sich nicht noch um andere kümmern konnte. Ich mit meinem verwundeten Fuß schon gar nicht. Der Kampf im Wasser auf Leben und Tod dauerte ungefähr zwei Stunden. Unterdessen hatten die englischen Kriegsschiffe festgestellt, daß ein Irrtum geschehen war. Sie hatten uns nämlich für ein deutsches Schiff gehalten. Man fischte uns auf. Die Engländer bedauerten ihren Irrtum wirklich und behandelten uns ausgezeichnet.

Nach acht Tagen erreichte man Kapstadt. Der Gouverneur erklärte, daß die Offiziere und Soldaten bis zum Ende des Krieges hier in Gefangenschaft bleiben müßten.

Ich kam in ein Krankenhaus. Nach ungefähr vierzehn Tagen fragte man mich, ob ich für General de Gaulle zum Dienst in Syrien unterschreiben wolle. Ich konnte mich nicht entschließen und wurde in das Militärlager zurückgeführt. Ich konnte nun wie meine Kameraden in der Stadt spazieren.

Bei einem Herrn Hegner aus Zürich wurde ich gut empfangen. Er führte mich im Schweizerklub ein, und ich hatte Gelegenheit, den 1. August in Kapstadt mitzufeiern.

Über Syrien nach Marseille und in die Schweiz

Einige Tage später ging ich doch auf das Werbebureau, um mich General de Gaulle zur Verfügung zu stellen. Ich erhielt sofort 10 Pfund Sterling als Prämie und man sagte mir, daß ich mit meinen Kameraden, die auch unterschrieben hatten, eingeschifft würde, um nach Syrien transportiert zu werden.

Ich bekam eine englische Uniform und mußte die französische abgeben. Wir wurden in die « Ile de France » verladen. Die Fahrt bis ins Rote Meer verlief ruhig, aber als wir uns der Ortschaft Suez näherten, sichtete man deutsche Flugzeuge. Wir waren unser 25 000 Soldaten, die nach Ägypten und Syrien zur Verstärkung geschickt wurden. Dieser große Militärtransport war auf sechs Schiffen verladen. Als Schutz begleiteten uns vier Flugzeuge. Es gelang den Deutschen nicht, unsern Transport zu schädigen.

Mit sechzig Franzosen, die nach Syrien bestimmt waren, fuhr ich nach Port Said und von dort per Auto nach Haifa. Am 1. September wurden wir in Autocars nach Beirut befördert. Hier stießen wir noch auf ausgebrannte Tanks, tote Pferde und Maultiere, Spuren vom Kampf zwischen General Dentz und den englischen und freifranzösischen Truppen.

In Beirut hieß man uns in einer Kolonne antreten. General de Gaulle passierte die Inspektion und hieß jeden einzelnen in seiner Armee willkommen. Als er meinen geschwollenen Fuß bemerkte, befahl er mir, ins Krankenhaus zu gehen. Dort wurde ich als militärdienstuntauglich erklärt und am 3. September im gleichen Transport mit General Dentz nach Marseille zurückgeschickt.

Am 10. September legten wir dort an. Die Musik empfing ihren großen militärischen Chef. Die Bevölkerung verhielt sich gegen die aus Syrien zurückgekommenen Soldaten sehr zurückhaltend. Ich kam in ein Krankenhaus.

Am 23. Oktober kehrte ich in die Schweiz zurück. Selbstverständlich wurde ich auch hier besonders empfangen, aber nicht mit einer Musik, sondern von der Polizei.